

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wid in Breslau.

N. 37.

Sonntag, den 7. Mai 1864.

II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteurs in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden bei einer Auflage von über 2850 Exemplaren mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und in der Expedition, Universitätsplatz Nr. 16, angenommen.

[Stand der Weltkämpfe.] Ueber den Geist der preussischen Truppen auf dem Kriegsschauplatz schreibt ein Augenzeuge dem M. Sonntagsblatt: „Was hat man gehört von Insubordination, Untreue, oder gar — ich mag kaum das Wort aussprechen, — etwa Desertion? Der König hat seine Provinzen kennen gelernt. Mit welcher Ergebung sind alle Strapazen ertragen; welch' vortreffliches Verhältniß bestand unter Vorgesetzten und Untergebenen! Merkwürdig ist es, daß auch nicht eine Spur von Verwilderung, Rohheit, Brutalität u. s. ist bemerklich geworden, da doch oft schon ein einzelnes Manöver in dieser Beziehung Spuren zurückläßt. Ja man darf sagen, die gesammte Armee war von einem kläuberigen, religiösen Geist getragen und hat es sich gezeigt, daß zum Kriegsführen eben kein verwilderter, irreligiöser Geist erforderlich ist. Es hat mich bis zu Thränen geführt, als ich in dem Briefe eines Mustetiers die Worte las: „Ich habe während des ganzen Feldzuges täglich, ja stündlich gebetet: „Alles meinem Gott zu Ehren, in der Arbeit, in der Ruh!“ Ein Anderer schrieb: „Ich bete nur, daß der hl. Wille Gottes sich an mir erfülle!“ Dies waren Westphalen vom 53. Regiment. Und diese Leute haben gestürmt, daß es eine Art hatte, und haben dabei die edelste Gesinnung gegen den Feind bewahrt. Solche Armeen geben Hoffnung für die Zukunft; sie werden mitarbeiten müssen für die Restauration Europas, — und diese Restauration, ich sage es schon, kann nicht ausgehen von Frankreich mit seiner abenteuerlichen Dynastie, nicht von England mit Lord Feuerbrand; sie muß ausgehen von Deutschland, dem Herzen Europas.“

Auch die katholischen Militär-Geistlichen bemerkt derselbe Berichterstatter, waren beim Sturm auf Düppel sehr getreu in ihrem Beruf und findet ihr Muth und ihr kühnes Vorgehen bei allen Offizieren die verdiente Anerkennung. So kam am 21. April der Oberst Berger vom Leibregiment, der uns als katholische Geistliche gleich erkannte, nach Tisch zu uns, und erzählte mit großer Freude, wie sich beim Sturm auf Düppel der Militär-Geistliche Simon aus Breslau durch Muth und Unerschrockenheit ausgezeichnet habe. Der geistliche Herr hatte, so erzählte er, die Stola angelegt, und trat zu der Sturm-Colonne der Polen heran, forderte sie in pol-

nischer Sprache auf zur Tapferkeit und Ausdauer und begleitete sie so zum Sturm. „Der Herr hat mich so begeistert und entzündet,“ sagte der Regiments-Commandeur, „daß ich ihn nach erfochtenem Siege auf dem Schlachtfelde umarmt habe.“ — Ein anderer Offizier bemerkte: „Ich habe den Militär-Pfarrer Müller nach dem Sturm vom Schlachtfelde kommen sehen. Er war vom frühesten Morgen an in den Parallelen thätig gewesen, hatte die Sturm-Colonnen mit freudigem Muth begrüßt, ihnen die Absolution erteilt und sie bis zum Sturm begleitet; dann den Verwundeten auf dem Schlachtfelde beigestanden und war nicht von ihrer Seite gewichen, obwohl die feindlichen Geschosse jeden Augenblick den Tod drohten.“ — Ein anderer Herr erzählte: „Am Morgen des Sturmes las der Pfarrer von Lembeck, Graf v. Galen, bei der ersten Morgendämmerung unter dem heftigsten Kanonendonner die hl. Messe in Auenbill auf der Diele und erteilte den zum Kampf ausrückenden Soldaten die hl. Communion. Dann erhielt er den Befehl, mit der Brigade Göben an den Alsen-Sund vorzurücken, und bei den Truppen, die nach Alsen übersehen sollten, zu verbleiben. Da die Truppen nicht zum Angriff kamen, begab er sich sofort zu dem Verbandplatz und zu den Lazarethen, wo er den Verwundeten die hl. Sakramente spendete, bis der Abend einbrach. — Als erzählt wurde, daß selbst am Brückentopf um halb 1 Uhr Mittags von andern Priestern Beichte gehört sei, bemerkte ein Adjutant des Prinzen Albrecht: „Wer um diese Stunde dort beim Sturm Beichte gehört, der hat Heldenmuth bewiesen.“ —

Es herrscht überhaupt zwischen Soldat und Priester das allerbeste Verhältniß. Ich kann es nicht besser bezeichnen, als wenn ich sage, nachdem wir Schnee und Kälte und an vielen Tagen Hunger und Durst zusammengetragen, fühlen wir uns als „Kriegs-Kameraden.“ — Dazu kommt jetzt die unaussprechliche Siegesfreude. Ich weiß es, lieber Freund, daß Dir das Lied Uhlands: „Ich hatte einen Kameraden“ sehr lieb ist; ich habe es Dich oft singen hören. Das rechte Verständniß aber des schönen Textes und die rechte Melodie lernt man erst im Kriege.

Welcher enorme Unverstand gehört nun wohl dazu, wenn

im Angesicht der wahrhaft christlich-frommen Soldatengestimmung, der Aufopferung der katholischen Orden in den Krankenhäusern und des Todesmuthes der katholischen Priesterschaft das „W. Fremdenblatt,“ dessen erster Redakteur ein Kellner und dessen Eigenthümer ein Jude ist, aus diesen spezifisch christlich-katholischen Erscheinungen Kapital für die „moderne Gesellschaft“ machen und daraus beweisen will, daß die „Entwicklung der Wissenschaften und Staatsformen derselben keine Schäden zugefügt habe,“ indem sich ein „großartiger Fortschritt der christlichen Verbüderung, Barmherzigkeit und Willigkeit zeige, woran die „moderne Gesellschaft sich vortheilhaft erkennen mache.“ Unserer Trachtens ist die moderne Gesellschaft der liberalen Kammergroßredner, Fortschrittsromanschreiber, Zeitungslügen-Fabrikanten, Theater- und Casinohelden, Wissenschaftsbesorger und Vichtansteder des 19. Jahrhunderts auf dem Kriegsschauplatz weder auf den Dannewerken und Düppeler Schanzen, noch in den Lazarethen gesehen worden. Die moderne Gesellschaft dieses Kalibers hat also an den physischen und sittlichen Heldenthaten der deutschen Kämpfer keinen Antheil; sie liebt weder die Gefahr noch die Aufopferung; sie konservirt sich für Zeiten, wo beide nicht nothwendig sind, um den „Patrioten und Volksfreund“ mit kühnen Phrasen zu spielen und wo der Esel in der Ebenhaut sich dem deutschen Michelthum als König der Thiere darstellen darf, ohne dabei etwas zu riskiren. Das einzige Verdienst wollen wir dieser „modernen Gesellschaft“ nicht abstreiten, daß sie wirklich den deutschen Volksg Geist noch nicht entnervt und so verdorben hat, daß der Ruf von „Verrath der Großmächte an Deutschland,“ wie er bei Beginn des Krieges sich laut machte, „Schaden bei dem Kern des deutschen Volkes“ angerichtet hätte. Das wirkliche Verdienst kommt aber auf Rechnung der Treue und Aufopferung, die ihre Wurzel in der Religion Jesu Christi haben und der gegenwärtige Krieg ist eine mit Blut und Liebe geschriebene Vertheidigung des Christenthums und der katholischen Kirche insbesondere gegen die Hasser des Sohnes Gottes und die Feinde seiner Kirche. Die „moderne christfeindliche Gesellschaft in Wissenschaft und Leben“ hat auf dem Kriegsschauplatz die empfindlichste Niederlage erlebt und wird dies sobald nicht verwinden. Auch protestantischer Seits haben sich wesentlich nur die gläubigen Elemente an der beschwerlichen Uebung der Barmherzigkeit auf dem Schlachtfeld und in dem Lazareth hervorgethan und den Beweis geliefert, daß der Glaube an Jesus Christus den Sohn des lebendigen Gottes die Triumphe erzeugt hat, welche das „W. Fremdenblatt“ der „modernen Gesellschaft“ zu Gute schreibt.

Die österreichische Militairgeistlichkeit steht unter dem sog. Feldbischof oder unter dem apost. Vikar der k. k. Heere. Der Feldbischof residirt in Wien und ist dem Fürst-Erzbischof von Wien als Suffragan untergeordnet. Der Feldbischof hat ein eigenes Consistorium, das sog. k. k. Feld-Consistorium und ein eigenes geistliches Ehegericht, für welches das Metropolitan-Ehegericht in Wien die zweite und das Metropolitan-Ehegericht in Salzburg die dritte Instanz ist. Die k. k. Armee bildet eine eigene selbstständige Diöcese,

die in acht Feldsuperiariate eingetheilt ist; die Feldsuperioren residiren in Wien, Prag, Brünn, Lemberg, Hermannstadt, Ofen, Agram und Udine. Die Feldsuperioren, die größtentheils Ehrendomherren sind, überragt an Rang der Feld-Consistorialdirektor. Die k. k. Armee hatte 1861 163 Feld-Kapläne, 52 Garnisons- und Invalidenhauskapläne; den sieben Marinekaplänen steht ein Marine superior vor. Außerdem gehören zum Feldklerus die 25 Priester, welche als Seelsorger oder als Professoren in den Militärerziehungs-Anstalten, in den Kadetteninstituten u. s. w. angestellt sind. Von den 136 Feldkaplänen sind 55 Kapläne erster, 12 zweiter und 69 dritter Klasse. Unter den 136 Feldkaplänen sind 10 griechisch-unirte, und 10 griechisch-nichtunirte; 9 sind Augsburger und 3 Helvetischer Konfession. Der von seinem Bischofe zu präsentirende Kaplan soll zum mindesten drei Jahre in der Civilseelsorge zugebracht haben und nicht über 40 Jahre alt sein. (Für Feldspitalkapläne während der Kriegsdauer ist ein bestimmtes Alter natürlich nicht vorgeschrieben.) Außer der Regimentsprache soll er deutsch sprechen, körperlich gesund und von seinem Bischofe zur Vernehmung einer selbstständigen Seelsorge empfohlen sein.

Der Verlust der Dänen in dem dritthalbstündigen Gefecht von 18. April beträgt an unverwundeten Gefangenen 44 Offiziere und 3145 Mann, todt sind in unseren Händen geblieben 22 Offiziere und 480 Mann, verwundet in preuß. Händen 21 Offiziere und 580 Mann, außerdem noch in Händen des Feindes, nach dortigen Angaben, in runder Summe und ohne Bezeichnung der darunter befindlichen Offiziere, 100 Tode und 800 Verwundete, und endlich nach einem Telegramme aus Kopenhagen von der Bemannung des „Holf Krake“ 1 Offizier todt, 1 Unteroffizier und 1 Mann schwer, und 1 Unteroffizier und 8 Mann leicht verwundet, der ganze Verlust also 88 Offiziere und 5116 Mann, darunter an Todten und Verwundeten 44 Offiziere und 1971 Mann. Unser Verlust beträgt: todt, 9 Offiziere und 200 Mann, verwundet 57 Offiziere und 811 Mann, der ganze Verlust also 66 Offiziere und 1011 Mann; hiernach steigt der Gesamtverlust an Todten und Verwundeten auf beiden Seiten auf die Zahl von 3186. — Unsere Trophäen bestehen in 40 Danebrogfahnen (nicht Bataillons-, sondern nur Compagniefahnen, da der Feind die ersteren nicht mit ins Gefecht gebracht hatte), 96 Geschützen, theils 84-Pfünder, theils bronzene gezogene 24-Pfünder, theils leichteres Caliber, darunter auch Feldgeschütze, ferner über 20 Espignols- und Orgelgeschütze, mindestens über 4000 Gewehre und sehr bedeutende Munitionsvorräthe, die größtentheils in gemauerten Magazinen lagen; unter den Bronzebeschützen, die man neuerdings gezogen hatte, waren mehrere aus dem 17. Jahrhundert.

In Rom hat der neue Kaiser von Mexiko dem hl. Vater seine Anhänglichkeit und Verehrung bezeugt. Die revolutionäre Schwefelhände benützte die Gelegenheit, eine Bombe in die Colonnade des St. Petersplatzes zu werfen, welche mit furchtbarem Knall explodirte. Am 20. April fand eine seltene Feierlichkeit in der Kirche St. Johann im Lateran statt. Kaiser Napoleon III., als Rechtsnachfol-

ger der „allerchristlichsten Könige“ Frankreichs, nahm als Canonicus vom Lateran durch den französischen Gesandten, Herrn v. Sartiges, von seinem Canonicat förmlich und feierlich Besitz. Das Capitel der lateranensischen Basilica hatte nichts unterlassen, um diesen Akt mit Glanz zu umgeben. Monsignore Canonicus Napoleon hatte sich auch im verfloßenen Jahre um seine Confratres durch Aufbesserung ihrer Gehälter recht verdient gemacht. Die „Unita cattolica“ aber zählt die Pflichten auf, die ein guter Canonicus zu erfüllen habe, und die Gnaden, deren er bedürfe.

In Turin die alte infame Gewalttherrschaft. Cavour hat gesagt, im Königreich Italien werde die freie Kirche neben dem freien Staate sich wohl befinden. Daß Cavour gelogen, zeigt sich jetzt. Cavour ist gestorben, aber die von ihm aufgeführten Ideen wirken in seinen Nachfolgern fort. Die längst begonnene Vererbung der Kirche soll jetzt systematisch vollendet werden. Die Regierung hat dem Parlamente einen Gesetzentwurf vorgelegt, in welchem sie den geistlichen Corporationen die Eigenschaft moralischer Körperschaften entzieht. Nur die Bettelorden dürfen so lange fortbestehen, bis ihre letzten Mitglieder ausgestorben sind. Die bestehenden Orden sollen sogleich aufgehoben, des Eigenthums vom Staate beraubt und von diesem mit einer fargen Pension (150 bis 600 Franken) bedacht werden. Die Orden, die ausnahmsweise in Zukunft fortbestehen dürfen, wird ein königl. Dekret namentlich aufzählen. Ferner sollen alle Capitel der Collegiaten aufgehoben werden, jene ausgenommen, die man in Turin „als Denkmale der Nationalgeschichte“ fortbestehen lassen will. Das gleiche Schicksal sollen alle Abteien und Pfarreien ohne Seelsorge theilen. Ihr Eigenthum und Einkommen soll der Staat einziehen. Der Besitz der todten Hand — das Kirchenvermögen, soll der Privatindustrie zurückgegeben werden. Daß die Turiner Regierung zu allen diesen Maßnahmen weder berechtigt noch berufen ist, ist für jeden Katholiken klar und sollte für Alle klar sein, welche nicht der „Seibubenspolitik“ huldigen; aber eben so klar ist für Jeden, der nur einen Funken von Rechtsinn bewahrt hat, daß man in Turin allem Rechte Hohn spricht, indem man die Kirche einloch beraubt, um sie um ihre Selbstständigkeit zu bringen. Trotz alledem wird kein Redner sich im Parlamente erheben, um diesen famosen Gesetzentwurf vom Standpunkte des Rechtes anzugreifen. Was Döllinger in seinem Werke: „Kirche und Kirchen“ Seite 657 schon 1861 geschrieben, das ist demnach eingetroffen: „Eine Regierung,“ sagt der Stiftspropst von St. Bonifaz an bezeichneter Stelle, „die sich ihres Treubruchs rühmt; die kein Völkerrecht, keine Verträge, keine Legitimität des Besizes, Nichts als die brutale Gewalt und das Recht des Stärkeren oder die Autorität der vollbrachten Thatfachen anerkennt; eine Regierung, für die es keine rechtlichen, keine sittlichen, keine religiösen Bande giebt, die sollte aufrichtig der Kirche Freiheit geben? Ihre Kirchenfreiheit würde mit der Befreiung der Kirche von der Last des irdischen Besizes beginnen. Mit der Bettlerin könnte man dann verfahren, wie Laine, Haß und angeborener Despotentrieb es eingeben wird. Die Behandlung der geistlichen Corporationen, die Vererbung

und Unterdrückung der Klöster, die Vertreibung und Mißhandlung der Bischöfe, das sind dort die vielverheißenen Erstlingsfrüchte der neuen Aera kirchlicher Freiheit!“ — Hat etwa Döllinger nicht ganz wahr prophezeit? Trotz alledem ist das Königreich Italien noch heute das Eldorado der Liberalen, und die Schleifische Zeitung hatte noch jüngst den wenig beneidenswerthen Muth, diesem Regiment das Wort zu reden. Wie die der Segen in dem geeinigten Italien, das nur der Blödsinn den früheren Regierungen als Muster gegenüberhalten kann, wächst, dafür noch folgender Belag: Erst kürzlich beklagte sich der Senator Siotto-Pietro in der Turiner Kammer, daß in einem Lande, wo ungefähr ein Zehntel der waffenfähigen Männer mit der Beschützung der andern neun Zehntel beauftragt sei, die Mordthaten und andere Verbrechen sich in einer entsetzlichen Weise vermehren. In einem einzigen Jahre, sagte er, zählte man in einer einzigen kleinen Stadt, in Imola (mit 12,000 Einwohner), nahezu an hundert Mordthaten!

Aus England noch etwas zum Garibaldiwindel. Am 25. April fuhr Garibaldi von Cliefden-House nach Windsor, um die von Prinz Albert angelegte Musterwirthschaft zu besuchen. Man wollte ihm einen Dampfsflug verehren, aber er antwortete, sein Landgut auf Caprera bestehe nur aus 25 Hufen, das übrige Eiland sei über Fels. Ein Herr Brebner zeigte ihm auf seiner Farm mit selbstgefälligem Schmuzeln einen zweijährigen Stier, bemerkend: der sei ihm zu Ehren „Garibaldi“ genannt. Der „General“ dankte für die Auszeichnung. Garibaldi hat vor seiner Abreise noch Herrn Ledru-Rollin, einem Chorführer der französischen Februarrevolution, einen Besuch gemacht, um ja keinen der Chefs der europäischen Revolution unberücksichtigt zu lassen und so dem Gedanken, der seiner Reise nach England zu Grunde lag, den geeigneten Ausdruck zu geben. Mazzini, Herzen, Ledru-Rollin, Carl Blind und Garibaldi — sie repräsentiren Italien, Frankreich, Rußland und Deutschland; England wird in diesem Bunde durch seine Minister vertreten. Die Garibaldi-Comödie endete übrigens in einer des ganzen Spettakels vollkommen würdigen Weise. Als die Nachricht sich verbreitete, der Phrasenheld müsse sich am 26. April früh 8 Uhr an der Küste von Cornwallis nach Caprera einschiffen, versammelten sich 5000 Köpfe am Samstag Abends auf Primrose-Hill bei London und protestirten gegen die Abreise Garibaldi's. Als eben ein Herr Beale kräftig perorirte, erschien ein Polizeimann und forderte die Versammelten auf, auseinander zu gehen, ansonst er Gewalt brauche. Herr Beale „wich der Gewalt,“ aber ein zurückbleibender Haufe ließ Garibaldi hochleben, worauf die Polizeidiener einfielen und eine tüchtige Kauferei entstand.

Die „N. Br. Zeitung“ setzt auf den Zur folgenden Dentstein: „Die Garibaldi-Comödie ist ausgefallen in London; Anfangs mit Kopfschütteln, schließlich mit ungetrübter Heiterkeit haben wir ihr zugehört. Garibaldi — gewiß ein tapferer, vielleicht auch ein ehrlicher Mann — hat sich zu Tode gesprochen; die Thaten von 14 Jahren sind in den Worten von 14 Tagen untergegangen, wie ein Stein, der in einen See geworfen wird.“

Ob es die Engländer so gewollt haben? Es ist ein alter, oft ausgeübter Kunstgriff dort, Berühmtheiten von den Kolonien her, populäre Figuren, die über kurz oder lang unbequem werden könnten, durch's Land reisen und sich in Tischreden verbrauchen zu lassen; sollte dem „edlen Garibaldi“ dieselbe Falle gestellt worden sein? Gleichviel, er hat sich verbraucht und mit einem unbestimmten Gefühl davon hat er England verlassen.

Was der Zweck dieser wunderlichsten aller Triumphreisen war, wir wissen es nicht; was ihr Resultat war, liegt klar vor. Allgemeine Enttäuschung. Garibaldi enttäuscht; die Enthusiasten enttäuscht; die deutsche Demokratie enttäuscht; — die Rede im Krystall-Palast, die so viele Hoffnungen im Lager der Revolution anregen sollte, hat viele Hoffnungen zu Grabe getragen. Die geistige Unbedeutendheit des Mannes, die hinter Bonhommie, Händeschütteln und wiedererklärte sich bis dahin glücklich zu verbergen gewußt hatte, kam zu Tage und sein Mitleid über das „freie, von zwei Despoten auf den Tod bekämpfte Dänemark“ vollzog den Bruch zwischen ihm und der deutschen Demokratie.

Garibaldi, nachdem er mehrere Ehrensäbel empfangen und für ein halbes Duzend unterdrückter Nationalitäten diese Ehrensäbel (für jede einen!) zu ziehen versprochen hat, wird bald wieder in Caprea sein und seiner Zeit warten, wenn er überhaupt noch einer „Zeit“ zu warten hat.

Er ist es nicht, der uns bei diesem seltsamen Triumphzuge ein Staunen abgezwungen hat. Mit Staunen hat uns nur die „erste Aristokratie der Welt“ erfüllt, die im Oberhause von ihren Sitzen aufstand, um — mit dem Pöbel von London vereint — das „Wunder“ gaffend zu begrüßen, und der Prinz von Wales, der zuletzt — nicht weniger gesehen haben wollte als seine Loros.

Von Warschau schreibt man dem „Dresdner Journal“: Die Rücksichtslosigkeit und die ungestüme Art, mit welcher die Russifizierungen in Lithauen betrieben werden, übersteigt jeden Begriff; es genügt, eine Vorliebe zur polnischen Literatur zu verrathen, um nach dem Innern Rußlands deportirt zu werden. Sämmtliche polnische Buchdruckereien sind unter verschiedenen Vorwänden außer Betrieb gesetzt. In Schitomir ist eine gute große Auflage Kinderchriften versiegelt und die Herausgabe verhindert worden. Ein Schüler, der sich vergist und in der Schule ein Wort polnisch spricht, wird sofort weggejagt, und nur vom Schulvorsteher hängt es ab, ob der Verjagung eine körperliche Züchtigung vorangeht. Wer sich vergist und im Amte ein polnisches Wort fallen läßt, hat dadurch alle Aussicht verloren, sein Anliegen bei dem Amt durchzusetzen. In Warschau selbst wurde der Hirtenbrief des Erzbischofs Felinski, welcher die Aufhebung der Kirchentrauer anordnet, verlesen. Der Erzbischof ist und bleibt in Jaroslaw verhaftet, und da diese Haft noch sehr lange dauern kann, so wurde diese Anordnung getroffen, damit die Kirche in ihren Feierlichkeiten nicht weiter gestört werde. In Folge dessen haben bereits Glocken und Orgel sich nach jahrelangem Schweigen wieder vernehmen lassen. Im Beginn gab sich in den Kirchen eine merkwürdige Stim-

mung kund, einerseits Weinen und Schluchzen, hinreichend motivirt durch die Erinnerung an die traurige Lage des Landes, andererseits eine leise Erregung beim Hören der so lange vermischten Klänge.

Die Lämmer- und Pferdeweibe in Rom.

(Aus Pasoni's römischen Briefen.)

Es war heute (21. Jänner) der Gedächtnistag der hl. Agnes, welcher in der außerhalb der Mauern Roms befindlichen ihren Namen tragenden Kirche mit Gottesdienst und der Weihe zweier ihrem Andenken gewidmeten Lämmer alljährlich gefeiert wird. Mich trieb das Verlangen, dem Feste beizuwohnen, frühzeitig aus den Federn; bald saß ich im offenen Wagen und rollte zur Stadt hinaus.

Es war ein herrlicher Morgen; die thaugetränkten Fluren schimmerten im Glanz des jungen Morgenlichtes, am Horizont zeigten die sabinischen Berge, von leichtem Gewölk beschattet, ihre blauen, duftigen Umrisse; die Straße war von einer unabsehbaren Menge von Fuhrwerken und Fußgängern bedeckt, welche alle dem gleichen Ziel zueilten und die Landschaft freundlich belebten.

Bei der Pforte der ehrwürdigen Basilica — sie zählt zu den ältesten Bauwerken des christlichen Roms — angelangt, dränge ich mich mit der zuströmenden Menge in die geweihten Hallen. Die Kirche ist heute in ihrem Festgewand; Treppe und Fußboden sind mit Burbäumzweigen belegt, auf dem Altar prangt eine Fülle weißer und rother Rosen, die Symbole der Jungfräulichkeit und des Märtyrertums, Draperien in allen Farben und glücklicher Verschlingung bedecken die alten Säulen.

Bald beginnt der feierliche Gottesdienst, den ein Cardinal abhält und nach dem Agnus Dei entsteht im Publikum ein entsetzliches Drängen und Wogen, da der Augenblick der Lämmerweihe gekommen ist. Der Cardinal verläßt mit der übrigen Geistlichkeit die Kirche, um bald darauf in einer Prozession zurückzukehren. Eröffnet wird dieselbe von Kirchendienern mit Fackeln, Rauchfaß und Weihkessel; ihnen folgen zwei Priester mit weißen schwarzen Mänteln, die aller Aufmerksamkeit auf sich ziehen denn unter'm Arme trägt jeder von ihnen ein mit Goldfranzen besetztes rothdamastnes Kissen und darauf ruht weich und behaglich ein kleines, schneeweißes Lamm; die Füße sind mit rothen Bändchen leicht gebunden, der Kopf mit Rosen bekränzt. Das eine der Lämmer, gleichsam als schäme es sich seiner Auszeichnung, hatte den Kopf zwischen die Pfötchen gesteckt und rührte sich nicht, während das andere lebhaft, fast ungeduldig mit seinen großen Augen die Menschen neugierig und fest anblickte. Alles wollte sich den Thierchen nähern, sie berühren und streicheln. Sie wurden sammt den Polstern auf die Epistel- und Evangelienseite des Altars niedergelegt und nachdem der Celebrant ein herrliches liturgisches Gebet gesprochen, von ihm mit Weihwasser besprengt, wobei sie ihre kleinen Köpfe schüttelten, und dann beräuchert.

Damit war die heutige Ceremonie beendet, aber es stand den kleinen Thieren noch allerlei bevor. Am kommenden Tag zu

allererst werden sie zum Papst gebracht, ihm zu Füßen gelegt und von ihm gesegnet. Von hier aus sendet sie dann der hl. Vater zur frommen Obforge einem Nonnenkloster, wo sie auf das Zärtlichste gepflegt werden und schließlich wird eins von ihnen im kommenden Jahre für die päpstliche Ostermahlzeit zubereitet.

Aus der Wolle dieser Lämmer wird durch die Nonnen das Pallium gewoben, das, wie bekannt, vom hl. Vater als das Symbol der geistlichen Autorität getragen wird; es ist dies eine kleine Schärpe, die er um Hals und Schultern legt. Obgleich das Tragen dieses Abzeichens in früherer Zeit nur ein Vorrecht der Päpste war, wird es von diesen jetzt auch den Patriarchen und Erzbischöfen verliehen.

Wenige Tage später sollte ich eine weitere der eben erwähnten nicht unähnliche Festlichkeit mit ansehen; es war dies die Weihe der Pferde, die vom Antoniusstage (17. Jänner) angefangen, durch eine Woche fortgesetzt wird und namentlich an dem in diese Woche fallenden Sonntag viel Theilnahme findet. Ich lasse mir also ein Pferd satteln, trabe zur Antoniuskirche und muß erst unterwegs erfahren, daß der hl. Antonius der Schutzpatron der Pferde, Reiter, Postillone und Reitknechte ist. Mein Ross hat mich knapp vor Anfang der Weihe an Ort und Stelle gebracht. Schon erscheinen die zur Funktion bestimmten Kapuziner mit Sprengwedeln an der Kirchthüre und der Aufzug beginnt.

Welch Getöse und Gedränge! Welch ein Rufen und Schreien, Gewieher und Pfeifen! Die verschiedenartigsten Wagen rollen an uns vorbei; ihnen folgen die 200 Pferde des Postmeisters von Rom, mit Bändern reich geschmückt und mit ihnen die Postillone im Sonntagsgleid. Wie der Blitz stürmen die Thiere an uns vorbei, während die Mönche ihre Sprengwedel in Bewegung setzen. Nun kommen die vier Staatswagen des hl. Vaters wie auch sehr blendend weißes Reitpferd mit rother Schabracke, dann die päpstliche Cavallerie mit einem Theil der französischen. Endlich die Prachtgespanne der römischen Fürsten; die zukünftigen Renner der Carnevalszeit mit Federn und Kocketten, welchen ihre Herren im Augenblick der Weihe den Kopf niederdrücken und zum Schluß eine fast nicht enden wollende Menge römischer Handleute mit ihren Saumthieren. Ich bemerkte unter letzteren allerliebste Gsel, wie man denn überhaupt diese Thiere in Italien und auch im Orient sehr schätzt. Das Volk versichert, es sei zur Erinnerung an die göttliche Bürde, die einst ein Eselin nach Egypten trug, daß das ganze Geschlecht auf dem Rücken mit einem Kreuz gezeichnet sei. Es war ein malerisches, lebensvolles Bild, das ich hier in mich aufnahm und mir gefiel der seltsame Brauch der Thierweihe. Wenn man die Feldfrüchte segnet, warum nicht auch die Thiere? Sind sie doch des Menschen treue und nützliche Gefährten bei der Arbeit, wie bei der Freude.

Schule der Weisheit.

[Wunderbare Rettung.] Es war im Jahre 1834, als alle Anzeichen eintraten, welche einen nahen Ausbruch des Feuerberges Vesuv anzuzeigen und ihm vorherzugehen pflegen. In den Dörfern und Städten, die zahlreich um ihn herumliegen, verlegten plötzlich alle Quellen und Brunnen, daß die armen

Menschen und Thiere schier verdurstet wären, wenn sie nicht weither ihr Wasser geholt hätten. Bald darauf hörte man im Innern der Berges ein dumpfes Getöse, wie wenn man fernem Donner hört. Diesem Getöse folgten einzelne gewaltige Erdstöße und Beben des Bodens. Die Leute flohen aus ihren Häusern, damit sie nicht unter ihren Trümmern begraben würden, kehrten aber, als nun der Berg Feuer auszuwerfen anfing, ruhig in die Häuser zurück, weil sie aus Erfahrung wußten, daß nun die gefährlichsten Erdbeben vorüber seien.

Aber es kam anders. Im Innern des Kraters hatte sich unmittelbar um die Oeffnung, aus der die feurigen Massen emporgeschleubert wurden, ein Ke gel von lauter herabgefallenen Schlacken und Steinen gebildet. Dieser stürzte am 27. August zusammen. Heftiger werden die Erdstöße, schauderhafter das Dröhnen und Donnern im Innern. Da öffnet sich plötzlich der Berg auf der Seite gegen Morgen in mehrere Spalten, und ein Strom flüssiger Lava bricht daraus hervor und wälzt sich in diesem flüssigen Zustande schnell den Berg herab.

Gerade dort standen hin und wieder in den köstlichen Weingärten, wo der kostbare Wein wächst, den man seltsamer Weise dort „Thränen Christi“ nennt, einzelne Häuser, worin die Winzer lebten und wohnten. Eins dieser Häuser lag gerade in der Richtung des Lavastromes und war jedenfalls verloren sammt seinen Bewohnern, wenn sie sich nicht retteten. Glücklicherweise sahen sie die drohende Gefahr. Der Lavastrom hatte das Haus schon erreicht, war aber noch so schmal, daß man ganz leicht ihn überspringen konnte. Der Vater und die Mutter sprangen noch glücklich über den glühenden Feuerstrom, aber ihr Kind, ihr einziges Kind, ein dreizehnjähriges liebliches Mädchen, hatte sich etwas verspätet. Als es mit dem treuen Hund an die Thüre kam, war der Strom schon so breit, das an ein Uberspringen nicht mehr gedacht werden konnte.

Das Kind jammerte, der Hund winselte, dort ringen verzweifelt die Eltern die Arme. Der Hund versucht's — aber er fällt in die glühende Lava und ist in einigen Sekunden zu Asche verbrannt.

Das Kind schaudert zurück und flieht in das Haus. — Mit jedem Augenblicke wird der Strom breiter und schwillt höher an. Wie lange wird's dauern, dann erfüllt er das Haus — es brennt — und — das Kind! — ! —

Ah, — die Mutter windet sich wimmernd am Boden. Sie rauft ihr Haar; sie schlägt ihre Brust; sie ringt verzweifelt die Hände und betet und fleht um Erbarmen des Himmels, um der Engel Schutz für ihr geliebtes Kind.

Der Vater steht, starr wie eine Leiche, an einen Olivenbaum gelehnt. Sein Auge ist auf das Haus gerichtet, wo sein theures Kind ist, und sie hören es jammern und können nicht helfen und müssen es vor ihren Augen lebendig verbrennen sehen. Entsetzlich! — So durchleben die armen Eltern und das geängstigte Kind den Nachmittag, die Nacht, den folgenden Tag; aber in die Nacht ihres Jammers bricht ein Lichtstrahl der Hoffnung. Der Berg hört auf zu arbeiten. Die Lava hat sich zwar am Hause aufgestaut, aber sie fließt träge, endlich steht sie still. — Das geschieht am 29. August Morgens. — „Großer Gott!“ ruft die Mutter, „ist noch Rettung möglich? Da fällt ein starker

Regen. Er kühlte die Lava ab, die sich nun mit einer schwarzen Kruste schnell bedeckt. Der Vater probirt, ob ihn die Kruste tragen könne. Noch nicht, aber es regnet stärker. Er wartet bis etwa 4 Uhr Mittags. Da hält er die Todesangst nicht mehr aus, denn das Kind ist stille geworden.

Jetzt wagt er sein Leben für das Kindesleben, bezieht seine Seele Gott und tritt leise auf die Lavakruste. Sie trägt ihn und er ist glücklich hinüber. In seinem Hause findet er sein Kind ohnmächtig — halb todt vor Angst, Hunger und Durst.

Er wirft sich über sein Kind und ruft seinen Namen. Da schlägt es matt die Augen auf. Es lebt! Er stößt einen Schrei der Freude aus, faßt es in seine Arme und trägt es hinüber zur Mutter. Nachbarn bringen Milch, Wasser, Saft von den edlen Früchten des Landes, und bald ist es erweckt und liegt wieder vor Freude weinend an der Mutter Brust.

Da ist ihr Herz voll Preisens und Dankens gegen die Vorsehung, die so wunderbar des Kindes Leben beschützt und der Eltern Flehen erhört hat.

Ein Hochgewitter.

(Fortsetzung.)

Er fand gar Vieles verändert, der arme jetzt reiche Sepp, seitdem er vor zwanzig Jahren den Abschied genommen hatte. Seine beiden Schwestern, sowie deren Gatten, nebst so manchem Anderen, der ihm lieb gewesen, waren gestorben und die Jugend, die einstweilen emporgeschossen, kannte er gar nicht; aber doch fühlte er sich wohler, als seit langer Zeit, denn er besand sich ja in der Heimath. Ueberdies bemühte sich nicht Jedermann, ihm auf alle Weise gefällig zu sein und weitesterten nicht insbesondere seine betten Nefsen, ihm alle nur erdenkliche Liebe zu erweisen? Ja, stritten sie sich nicht förmlich darum, wer von ihnen Beiden ihn beherbergen, ihn versorgen — denn kränklich war er immer noch und das Siechthum schien ihn auch nie mehr ganz verlassen zu wollen — dürfe, und that nicht Jeder fast mehr, als ein Sohn gethan haben würde? In der ersten Woche hatte er sein Absteigequartier beim Elbli genommen, offenbar zum großen Verdruß des Kuoniz; aber er fand bald aus, daß das Häuschen des Letzteren viel sonniger liege und überdies um ein Bedeutendes geräumiger sei, als das des Elbli, und somit zog er schon in der zweiten Woche zum Kuoniz. Auch schien er hier seine bleibende Residenz nehmen zu wollen, denn er ließ sofort nicht nur verschiedene Reparaturen und Verbesserungen mit der Hütte selbst vornehmen, sondern ruhte auch nicht, als bis mit großen Kosten mehrere neue Möbelstücke, sowie einige andere Bequemlichkeiten, an deren Gebrauch er sich in der Fremde gewöhnt hatte, von der nächsten Stadt über das Gebirge herübergeschafft worden waren.

Wer freute sich nun mehr, als der Kuoniz? Sein Gesicht strahlte förmlich vor Vergnügen und man sah es ihm an, wie all' sein Dichten und Trachten dahin ging, dem Dheim den Aufenthalt bei ihm so sehr als möglich angenehm zu machen; nur wenn der Elbli zum Besuche kam, was übrigens, um dies gleich jetzt zu erwähnen, jeden Tag geschah, verfinsterten sich seine Mienen und seine dunkeln Augen schossen, besonders wenn er

sich unbemerkt glaubte, so unheimliche Blitze, daß man sich ordentlich vor ihm hätte fürchten können. Diese Gemüthsstimmung konnte natürlich dem alten Sepp, der während seines langen Aufenthaltes unter fremden Menschen dieselben zu beobachten gelernt hatte, nicht entgehen, aber er äußerte sich darüber in keiner Weise, sondern fuhr vielmehr fort, die beiden Nefsen, wie er bisher gethan, mit ganz gleicher Liebe zu behandeln, ohne irgend Einen von ihnen besonders vorzuziehen. Hoffte er doch, auf diese Weise den bösen Dämon, der in dem Herzen des Kuonize zu werden begann, am ehesten zu beschwichtigen! So gingen also die Dinge mehrere Wochen lang dem Anscheine nach ganz ruhig ihren Gang fort, bis in den Spätherbst — der Dheim war im Hochsommer angekommen — hinein und es schien in der letzten Zeit fast, als ob der Kuoniz seine Eifersucht ganz abgelegt hätte; allein wie nun der Winter, wo die Feldgeschäfte ein Ende hatten, herbeikam, und mit demselben die Besuche der Nachbarn sowohl als insbesondere des Elbli länger und länger wurden, da verfinsterte sich das Gesicht des Kuoniz wieder mehr als je, und es suchte oft wie ein Gewittersturm darüber hin. Ja er nahm es sich sogar mehr als einmal heraus, den Elbli und Andere geradezu abzuweisen, und wenn diese dann nach dem Grunde fragten, so erwiederte er nur kurzweg, der Sepp schlafe, oder auch, derselbe wolle wegen Unwohlseins allein sein, und was dergleichen Ausreden mehr waren.

Kurz, es lag klar am Tage, daß er, der Kuoniz, darnach trachtete, seinen Dheim ganz allein für sich in Beschlag zu nehmen, so daß dieser für Niemanden sonst auf der Welt sein sollte, als nur für ihn! Damit jedoch stimmten, wie man sich wohl denken kann, die alten Freunde des Sepp ganz und gar nicht überein, und am Allerwenigsten that dies der Elbli, sondern sie beschwerten sich vielmehr über solche Gewaltthätigkeit in recht bitteren Worten und der alte Sepp fand sich dadurch bewogen, dem Kuoniz in ihrer Gegenwart deswegen einen tüchtigen Beweis zu geben. Allein was war die Folge? Etwa die, daß der Kuoniz nunmehr beschämt in sich ging und die Wünsche seines Dheims befolgte? O nein, ganz und gar nicht; sondern der junge Mann wurde vielmehr nur noch verbissener und fuhr nicht nur fort, seinem Vetter und Anderen, die einen besonderen Einfluß auf den Dheim hatten, den Zutritt zu erschweren, sondern er suchte dieselben auch durch Bemerkungen und Anschwärmungen aller Art bei dem alten Sepp in Mißkredit zu bringen. „Er allein,“ dies war der Refrain oder vielmehr der verheckte Sinn aller seiner Reden, „liebe den Dhm aus wirklichem Herzensgrunde und ohne Nebenabsichten, die anderen Alle aber, und insbesondere der Elbli, kämen nicht aus Liebe zum Sepp, sondern nur aus Liebe zu seinem Gelde, und somit wäre es besser, wenn man solche Schmarotzerpflanzen lieber gleich ganz wegwürfe.“

Derlei Reden führte er so oft und mit so vielen Abwechslungen im Munde, daß es kein Wunder gewesen wäre, wenn der alte Sepp, der seiner Gesundheit wegen während der kalten Jahreszeit das Zimmer fast nie verlassen konnte, endlich durch sie von der Wahrheit der Kuoniz'schen Ansichten überzeugt worden wäre, und in der That schien sich die Sache auch wirklich so zu verhalten, denn er setzte denselben, nachdem er sie im Anfange

mit Heftigkeit bekämpft hatte, später gar nichts mehr entgegen, sondern nahm sie stillschweigend hin, wie Etwas, das sich von selbst so verstehe. Doch — stimmte damit auch sein innerstes Herz überein oder that er vielmehr nur deswegen keine Widerrede mehr, um die ihm so überaus nöthige Ruhe zu bekommen? Der Erfolg wird's lehren.

Lang — lange dauerte der Winter an und viele bange Seufzer sandte der reiche Sepp während desselben zum Himmel empor. Kuoniz schrieb dies dem Uebelstande zu, daß der Gesundheitszustand des Dhm sich wieder ziemlich verschlimmert hatte, und versprach, sowie die Wege wieder gangbarer geworden seien, einen geschickten Arzt herbeizuholen; zugleich aber warf er einmal die Bemerkung hin, ob es nicht am Plage wäre, wenn der Dhm nicht bloß einen Arzt, sondern auch einmal einen Notar kommen ließe, um sein Testament zu machen, denn es sei doch gut, wenn man sich zur Zeit vorsehe. Diese Bemerkung übrigens hätte er besser unterlassen, denn so geduldig und widerstandslos der Dhm sonst Alles hinnahm, so brachte derselbe es doch nicht über sich, hierzu ebenfalls zu schweigen.

„Zur Zeit vorsehen!“ rief er zornig. „Also hoffst Du, ich werde es nicht lange mehr treiben, und Du freust Dich wohl schon darauf, Dein Erbe antreten zu können? Doch abgesehen davon,“ fuhr er nach einer kleinen Pause etwas gemäßigter fort, „wozu denn einen Notar und ein Testament? Ich habe zwei natürliche Erben, Dich und den Elbli, unter welchen nach meinem Tode, was ich hinterlasse, in zwei gleiche Portionen zu theilen ist, zu was also, ich wiederhole es, ein Testament? Geschickt es vielleicht, weil Du denkst, ich solle meinen näheren Verwandten und Schulkameraden kleine Legate vermachen? Oder soll ich etwa diese oder jene fromme Stiftung bedenken, oder daß Du sonst einen Hintergedanken?“

„Ich bin der Ansicht,“ erwiderte Kuoniz mit fester Stimme, aber ohne aufzusehen, „daß derjenige Eurer Nessen, der Euch diese ganze Zeit über verpflegt und beherbergt hat und Euch, wie Ihr endlich wissen solltet, mit viel größerer Liebe zugethan ist als der andere, welcher stets fern bleibt und, wenn er kommt, nur aus Eigennutz kommt — ich bin der Ansicht, daß dieser Euer liebster Nefse, nämlich ich, auch eine besondere Berücksichtigung in Hinsicht der Hinterlassenschaft verdient.“

„Ah so!“ erwiderte der alte Sepp mit einer auf einmal ganz kühl gewordenen Stimme. „Jetzt verstehe ich Dich, und ich glaube auch, daß Du in gewisser Beziehung Recht hast. Ja, ja, ich sehe es ein, ich muß ein Testament machen.“ (Fortf. folgt.)

Bermischte Nachrichten.

London. Ueber verschiedene Aeußerlichkeiten zur Konferenz schreibt man der Kölnischen Zeitung: Die Stube, wo die Konferenz abgehalten wird, schaut nach Whitehall-Garten; und da ich nicht weiß, was die Herren aus der Konferenz heute gesprochen, so will ich wenigstens das Local genauer beschreiben. Es ist eine sehr einfache, prunklose Stube, ein sogenanntes Waiting-room des Schatzkammer-Amtes. Der Tisch ist nicht oval, sondern rund, und die einzige Zierde des Gemaches ist die Bibliothek, welche eigens zum Gebrauche der Konferenz-

mitglieder dort aufgestellt worden ist. Sie ist so sorgfältig gewählt, daß Lord Russell, der sonst kein starker Mann ist, sie unter dem Arme wegtragen könnte; sechs Heftige Blaebücher, deren erstes von 1850 datirt, zwei Bände eines Dictionnaire anglo-français und die letzten zwei Jahrgänge des Almanac de Gotha Summe zehn Bände. Das ist doch gewiß einfach und bescheiden. Daß von den unzähligen Broschüren, welche die Schleswig-Holsteinische Frage ins Leben gerufen hat, auch nicht eine einzige der Konferenz-Bibliothek einverleibt worden ist, wird schon durch die Masse des vorhandenen Stoffes zu entschuldigen sein. Sonderbar ist es, daß nicht für eine Karte der Herzogthümer gesorgt worden ist. Nicht das kleinste Kärtchen ist vorhanden, obwohl doch mit Sicherheit angenommen werden darf, daß von einer Trennung Nord- und Süd-Schleswigs, von Sprachscheidungen und neuen Grenzlinien die Rede sein wird. Dagegen ist den fremden Gästen in Gestalt einer an den Saal stoßenden, zum Rauchen eingerichteten Stube eine ganz besondere Aufmerksamkeit erwiesen worden. In dieses Sanktum wird Lord Russell schwerlich dringen, da er den Rauch nicht leiden mag, desto mehr Clarendon, der selbst ein starker Raucher ist.

Paris. (Verschiebe deinen Dstern nicht von einem Jahre zum andern!) Herr von Segür schreibt: Es ist ein Rath großer Klugheit, seinen Dstern nicht auf's nächste Jahr zu verschieben; denn wissen wir wohl, daß es für uns ein nächstes Jahr geben wird? Ich kannte einen armen jungen Mann, Tischler von Profession, der von seinem Seelsofger angehalten, an seinen Dstern zu denken, ihm antwortete: „Dies Jahr nicht, nächstes Jahr aber.“ Am folgenden Tage früh Morgens starb er ohne eine Hilfe der Religion. Es gab für ihn weder ein Später noch ein nächstes Jahr. Aehnliches ereignet sich leider nur zu oft. Keiner ist des folgenden Tages gewiß, um wie viel weniger des folgenden Jahres. Wirken wir also, so lange es Tag ist; denn ehe wir es uns versehen, kommt die Nacht, während welcher Niemand mehr wirken kann. Der Tod überfällt uns unversehens, wie ein Dieb. Wachen wir und beten wir und seien wir bereit; denn wir wissen weder den Tag noch die Stunde. Das sind Worte unseres Heilandes selbst im Evangelium. Man stirbt nur einmal. Derjenige, der sein Loos für die Ewigkeit von einem Vielleicht abhängig macht, ist ein Thor und zwar der größte aller Thoren.

Südtalien. In Neapel hat bekanntlich die Stadtbehörde befohlen, die an den Häusern und auf den Straßen angebrachten Heiligenbilder zu entfernen. Die katholischen Blätter der Hauptstadt zeigen sich indignirt über diesen frevelhaften Angriff auf den Glauben des Volkes, und die geistliche Behörde hat in einem energischen Protest die Heuchelei der Stadtverwaltung entlarvt. Diese Heuchelei zeigt sich offenbar in den schriftlichen Aufforderungen, welche vom Stadtpräsidenten den einzelnen Hausbesitzern in folgender Art zugingen: „Mein Herr! Um der öffentlichen Meinung gerecht zu werden und in Folge höherer Weisung fordere ich Sie auf, so rasch als möglich das an Ihrem Hause angebrachte Heiligenbild zu beseitigen und die Nische zuzumauern, damit so unvermeidlichen Profanationen auf öffentlichen Wegen vorgebeugt werde.“ — Die „Bilancia“ schreibt: „Als wir

jüngst an einem Werktag die Straßen durchwandeln, waren wir verwundert, zahlreiche Nischen der hl. Jungfrau mit Blumen geziert und durch zahlreiche Kerzen erleuchtet zu sehen. Wir wollten natürlich den Grund dafür wissen und die uns erteilte Antwort trieb uns die Thränen in die Augen. Diese guten Leute aus dem Volke sagten: weil vielleicht schon in der folgenden Nacht die Heiligenbilder durch die Polizei weggenommen und zerstört werden sollten, so wollten sie diesen von ihren Ahnen gestifteten Bildern ein letztes zärtliches Lebewohl sagen. In solcher Weise billigt unser Volk die vandalische Zerstörungswuth der Piemontesen."

Anstellungen und Beförderungen.

Im geistlichen Stande.

Den 26. April. Weltpr. Aug. Tschirner in Annaberg als Kapl. nach Lublitz. — Der interimist. Kapl. Theod. Wagner in Czarnowanz als Kreis-Vicar daselbst. — Kapl. Zul. Wiedermann in Schmitz als solcher nach Deutsch-Pietar. — Den 27. April. Kapl. Paul Sichon in Lublitz als Pfarr-Adm. nach Riesenstädel.

Im Schulstande.

Den 27. April. Adv. Joh. Grauer in Bielitz als Schul-lehrer, Organist und Küster nach Volkmannsdorf, Kr. Neisse. — Adv. Julius Niedergesäß in Steinau a./D. als selbstständiger Lehrer an der kathol. Pfarrschule daselbst. — Den 28. April. Schulumts.-Cand. Jos. Pelz in Grunau als Adv. nach Bries-nitz, Kr. Frankenstein. — Den 30. April. Schulumts.-Cand. Heinrich Dierich in Frankenstein als Substitut nach Trebnitz.

Zodesfall.

Den 28. April starb der Pfarrer Alois Vogt in Markowitz im Alter von 46 Jahren. R. i. p.

Vom 26. April bis 2. Mai bei der Collecten-Affervation an milden Gaben eingegangen:

Missionen: Priebus H. C. Hübner 1 rthl. 11 sgr. 3 pf., aus Zarischau 14 rthl., Breslau Ungenannt 4 rthl., Fr. Staeps 1 rthl. — **Bonifacius-Berein:** Sprottau C. E. 3 rthl., Priebus H. C. Hübner 1 rthl., Mustau H. P. Hofe 2 rthl. 20 sgr. 4 pf., aus Scharley 10 sgr., aus Zarischau 3 rthl. — **Berein der heil. Kindheit:** Walterisdorf, Neukommunikanten 17 sgr. 6 pf., aus Zarischau 18 rthl., aus Beckern 5 rthl., aus Pfaffendorf 3 rthl., Neisse H. R. Werner 3 rthl., Jütz H. R. Pfleger 2 rthl. — **Theo-logisches Convict:** Ziegenhals P. C. Kr. 1 rthl. 17 sgr. 6 pf. — **Grünhof:** Hartmannsdorf Franz N. 1 rthl. — **Kirche auf Nordstrand:** Priebus H. C. Hübner 1 rthl. 9 sgr. 8 pf., Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl., Rybnik C. W. 4 rthl., N. N. 15 sgr. — **Schievelbein:** Pridchau H. C. Lindner 5 rthl., N. N. 15 sgr., Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl. — **Alsleben:** Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl. — **Straußberg:** Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl. — **Stargardt:** Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl. — **Bernstadt:** Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl. — **Colberg:** Rati-bor H. A. Sckeyde 1 rthl. — **Cöslin:** Rybnik C. W. 10 sgr. — **Jerusa-lem (B. am heil. Grabe):** Rybnik C. W. 10 sgr. — **Neu-zelle:** Rybnik C. W. 10 sgr., C. S. 2 rthl.

Zodes-Anzeige.

Am 28. April starb zu Markowitz, Kreis Ratibor, versehen mit den heil. Sterbesakramenten, der hochwürdige Pfarrer, Herr **Aloysius Vogt**, in Folge langwierigen Leidens im Alter von 46 Jahren. Die tiefe Betrübnis seiner Gemeinde ebensowohl wie die innigste Theilnahme einer großen Anzahl von Mitprie- stern bezeugte bei seinem Begräbnis, daß die allgemeine Hoch- achtung, die Dankbarkeit seiner Parochianen und die Freund- schaft der geistlichen Amtsgenossen sein Andenken noch lange im Segen bewahren werden. R. i. p. [136]

Das Pogrzejbiner Archipresbyterat.

Am 30. April starb, versehen mit den hl. Sterbesakramenten, unser brave Kirchenvorsteher, Hüttenchmiedemeister **Johann Koch** im Alter von 58 Jahren. Wir verloran an ihm einen gewissenhaften, treuen, und, wo es die Ehre Gottes galt, immer opferfreudigen Collegen. Requiescat in pace.

Rbnigshütte, den 3. Mai 1864.

[138] **Das Kircheng-Collegium.**

Heute früh um 5½ Uhr verschied sanft im Herrn, versehen mit den heil. Sakramenten, mein guter Schwager, der Jungeselle **Carl Hesse** aus Sagriz bei Lebus im Alter von 28 Jahren an der Schwindsucht. Dies allen seinen zahlreichen Verwandten und Bekannten statt besonderer Nachricht mit der Bitte, seiner armen Seele im Gebete eingedenk sein zu wollen.

Mönchsmotchkelnitz, den 4. Mai 1864.

[139] **Friedrich Scheike**, Bauergutsbesitzer u.

Die Leinwand- und Tischzeug-Handlung

des **H. Diebitzsch**, Albrechtsstraße Nr. 53,

empfehl:

weiße reinleinenne Oberhemden
weiße Schirting-Oberhemden
weiße reinleinenne gewöhnliche Hemden } in großer Auswahl,
schwarze seidene und wollene Westen,
bunte und weiße Pique-Westen,
schwarzseidene Halstücher,
bunte ganz echte seidene Taschentücher,
bunte, weisleinene und bunte baumwollene Taschentücher,
Reverenden-Stoffe und dunkle leichte Rockzeuge,
sowie alle in ihr Fach schlagenden Artikel in guter Qualität zu
möglichst billigen Preisen. [127]

Mein **technisches Bureau** befindet sich in Breslau Albrechtsstraße Nr. 4.

[137] **Ulrich**, Ingenieur u. Mühlen-Baumeister.

W. Preuß' Sargmagazin, Kupferschmiede-
Straße 35.

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 4. Mai 1864.

Getreide-Preise vom 4. Mai.

Freiw.Staats-Anl.	4½	—	Posener Pfandbr.	3½	—	Schles.neueLit.B.	4	—	W. Weizen Schf.	65—70—74 Sg.
convert.v. 50 u. 52	4	95½ B.	do. do.	4	—	do. Lit. C. . .	4	99¾	G. Weizen	64—67—69 .
Preuss. Anl. 1853	4	—	do. do. neue	4	94¾ G.	do. Lit. B. . .	3½	—	Roggen	44—45—47 .
Preuss. Anl. 55-56	4½	100½ B.	Schles. Pfandbr.	3½	93½ G.	Schles. Rentenbr.	4	99 G.	Gerste	35—38—40 .
Preuss. Anl. v. 59	5	105½ G.	do. Rustical	4	100¾ B.	Posen. Rentenbr.	4	95¾ G.	Hafer	27—29—31 .
Präm.-Anl. 1855	3½	124 B.	do. do.	3½	—	Oesterr. Nat.-Anl.	5	70 B.	Erbsen	43—46—50 .
Staats-Schuldsch.	3½	90½ B.	Schles.neueLit.A.	4	100¾ G.	Oesterr. Banknoten	87½ G.	—	Kartoffeln	. . Sack 26—36 .